

# Das Bewegen von Gewicht oder die gesellschaftliche Ambivalenz von Arbeit

Dr. Hans Hubbertz

Vortrag auf DGSP Jahrestagung 2004, Köln

Industrie- und Sozialpfarramt im Ev. Kirchenkreis Recklinghausen

Limperstr. 15, 45657 Recklinghausen, Tel. 02361/206-109

Wer über die Bedeutung von Arbeit nachdenkt, arbeitet der eigentlich schon, indem er dies tut? Ihr Geschäftsführer, Herr Suhre, hatte mir den ehrenvollen Arbeitsauftrag zukommen lassen, im Rahmen Ihrer Jahrestagung aus meiner Sicht für Sie zu erarbeiten, was Arbeit sei, welche Bedeutung sie habe, wie sich deren Bedeutung wandle und was es bedeute, keine Arbeit zu haben.

Die DGSP hat sich mit Ihrer Tagung das schwergewichtige Thema "Arbeit" herausgegriffen, um zu einer der Schlüsselkategorien unserer Gesellschaft vorzustößen. Bitte verstehen Sie meinen Beitrag als nicht-psychiatrisch Tätiger in erster Linie als eine Art Geschmacksverstärker oder als Aperitif für Schwererdauliches. Ich möchte mit Ihnen deshalb vor allem über die Lust und die Last des Arbeitens nachdenken, kurz über die Ambivalenz der gesellschaftlichen Form von Arbeit: Denn unser gegenwärtiges Verständnis von Arbeit kommt mit einer merkwürdig alltäglichen Selbstverständlichkeit daher und ist dennoch, oder gerade deswegen eigenartig schwer zu fassen.

Setzt man mit der Frage ein, was denn Arbeit für uns heute sei, beginnt man quasi den Pudding an die Wand zu nageln. Wissen wir eigentlich, was vor sich geht, wenn wir arbeiten? Und: Warum lässt sich ein einheitlicher Begriff von Arbeit, was Arbeit >ist<, nicht problemlos ausarbeiten? Alles ist auf geheimnisvolle Weise zu Arbeit geworden und der Begriff zerfließt uns, während wir den Nagel einschlagen wollen: die Beziehungsarbeit, der work out im Bodybuilding-Studio, die Bürgerarbeit, die Selbstdarstellungsarbeit, die Erholungsarbeit, die Produktions- und Reproduktionsarbeit. Zu selbstverständlich gehört Arbeit für uns immer dazu. Jeder sollte irgendwie Arbeit und damit ein Einkommen haben. Jeder sollte irgendwie durch Arbeit gesellschaftlich dazugehören. Bekannt ist, dass diejenigen, denen dieses Selbstverständliche fehlt, psychisch und sogar körperlich leiden. Und obwohl mehr und mehr die gesellschaftliche Integration durch Arbeit eben nicht mehr selbstverständlich gelingt, geben die sog. Volksparteien vor, sich am unaufgebbaren Ziel der

Vollbeschäftigung auszurichten. Wie jedoch eine zukünftige Gesellschaft aussehen könnte, in der die Selbstverständlichkeit, Arbeit zu haben, nicht mehr zählt, konnte bisher niemand glaubwürdig konsistent darlegen. Für unsere Gesellschaft gilt Arbeit schlechthin als das unangefochtene Zentralmassiv, das einzunehmen ist. Sinnstiftung, gesellschaftlicher Wohlstand, soziale Sicherheit und gesellschaftliche Integration ist an den Zugang zur Arbeit gekettet. Wer keine Arbeit hat, fällt in den Abgrund der Arbeitslosigkeit und verliert den Sinn, den Arbeit stiften kann. Wer sich aufmacht, das Zentralmassiv der Arbeit zu erklimmen, wird vielleicht schnell feststellen, wie schwer die Arbeit fällt. Vielleicht macht der Aufstieg aber auch Spaß, allein oder mit oder - gegen die anderen. Wem der Schweiß auf die Stirn tritt, beschwert sich vielleicht über die Last der Arbeit. Obwohl vielen ihre Arbeit als monotone Sisyphusarbeit erscheint, wenn sie den selben Stein immer wieder aufs Neue den Berg hinaufschieben müssen, fordern wir, jeder sollte das Recht haben, den Berg –trotz der quälenden Last - zu besteigen. Unklar ist nur, wo diejenige mächtige Instanz wohnt, die dieses Recht auf Arbeit erfolgreich in Kraft setzen könnte. Gemeinhin traut man allein den Unternehmen zu, neue Arbeitsplätze zu schaffen, wenn man die staatlichen oder öffentlichen Einrichtungen, Wohlfahrtsverbände und Kirchen als Arbeitgeber außen vor lässt.

Ähnlich wie andere grundlegenden Begriffe, die für unsere Gesellschaft eine treffende Selbstbeschreibung abgeben, ist der Begriff der Arbeit in seiner Traditionsgeschichte unübersehbar vielfältigen Definitionsversuchen unterworfen worden. Er gilt sozusagen als ‚überbestimmt‘. Kommen wir bei unserer Suche nach einem passenden Begriff von Arbeit nicht gut zu Rande, wenn wir traditionell bewährt unterscheiden zwischen Herr und Knecht wie bei Hegel, zwischen Kapital und Arbeit wie bei Marx oder zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern in der sog. sozialen Marktwirtschaft, die nicht gern kapitalistische Marktwirtschaft genannt werden möchte? Statt einen einheitlichen Arbeitsbegriff zu suchen, scheint es empfehlenswerter, sich mit der Systemtheorie im Gepäck an die Arbeit zu machen, um so einige Ambivalenzen von Arbeit unterzubringen. Der Luhmannschüler Dirk Baecker, dessen Überlegungen ich hier folge, formulierte dazu in einem Sammelband zu einer „Archäologie der Arbeit“: „Was Arbeit >>ist<<, wissen wir immer erst, wenn wir sehen, welcher Beobachter sich ihr nähert“ (Baecker 2006) (Archäologie der Arbeit. Baecker, Dirk [Hrsg.] Berlin 2002. Ders. Die gesellschaftliche Ambivalenz der Arbeit. S. 203-245) und startet mit der körperlichen Arbeit. Diese scheint noch am leichtesten zu bewältigen, theoretisch-begrifflich versteht sich, körperlich praktisch zumeist nicht! Der Hafen- und Wanderarbeiter Reg Theriault beschreibt am Beispiel eines urzeitlichen Jägers diese Form von Arbeit. Der Jäger schleppt sein Beutetier in die Höhle und erfährt am eigenen Leibe, Arbeit sei das Bewegen von Gewicht (vgl. Reg Theriault, Maloche, Frankfurt/M. 1996). Mit einer solchen metaphorisch aufgeladenen Beschreibung lässt sich eine Menge unseres hiesig weit verbreiteten Arbeitsverständnisses bewältigen: alles was schwer wiegt oder schwer fällt, wird bearbeitbar: die Arbeit mit der Sackkarre, auch die Aktenschieberei, die Reproduktionsarbeit im Haushalt, die Trauerarbeit, die Gefühlsarbeit mit Arbeitslosen (M. Josuttis) Der Kampf des Glaubens im Zeitalter der Lebensge-

fahr / Manfred Josuttis München 1987. Ders. Gefühlsarbeit mit Arbeitslosen, S. 77-99), und auch die Arbeit am Begriff der Arbeit. Nichts davon fällt leicht, alles hat sein Gewicht, seine eigene Schwere.

Dinge haben ein Gewicht und wer sie heben möchte, muss Kraft aufwenden, unter Umständen auch körperliche. Doch wie hängen dabei Last und Lust zusammen? Die Last, das sprichwörtliche Gewicht eines zu hebenden Schatzes, bevor dieser zur Lust, zur Verlustierung zur Verfügung steht, diese Last zieht denjenigen, der sie heben will, nach unten. Dabei fällt sofort auf, wie gering die Reichweite der scheinbar klar zu unterscheidenden Begriffe von Last und Lust ist: das Bedürfnis, die Lust zu befriedigen, ist nur über den unumgänglichen Umweg einer Last zu haben, - also aus dem Gegenteil von Lust zu gewinnen. Wer nach der Lust fischt, hat zunächst also die Last an der Angel, die er mit seinem Interesse an der Lust eigentlich loswerden wollte. Mit der Vorstellung, man müsse sich nur mehr anstrengen, um am Ende zur Befreiung von der Herrschaft durch Arbeit zu kommen, wird jedoch die anhaltende Widersprüchlichkeit des Begriffs von Arbeit naiv verkannt oder harsch verleugnet. Denn deren Paradoxie liegt darin versteckt, dass man nur durch vermehrten Arbeitseinsatz, also mehr Last, die Befreiung von der Arbeit erlangen kann, um zu mehr Lust zu kommen. Hier deutet sich bereits an, daß Arbeit nicht verlustfrei auftritt. Der Versuch, den Begriff von Arbeit eindeutig festzuschreiben, konkret davon, durch eine geheimnisvolle List ganz leicht an die Lust zu kommen, nämlich ohne Last, ist nach aller Erfahrung zum Scheitern verurteilt. Auch der Versuch, die Last der Arbeit den Maschinen aufzuhalsen, um selbst Ent-Lastung zu erfahren, entkommt der Ambivalenz von Arbeit nicht. Die höchste Produktivität macht tendenziell menschliche Arbeit quasi zum überflüssigen Luxus. In Deutschland stieg in der zweiten Jahrhunderthälfte "das Pro-Kopf-Volkseinkommen [...] um spektakuläre 436 Prozent. Dennoch verminderte das Arbeitsvolumen um annähernd ein Drittel. Auch ein sehr hohes Wirtschaftswachstum reichte also nicht aus, um die Abnahme des Arbeitsvolumens auch nur zu verlangsamen." (Meinhard Miegel, Die deformierte Gesellschaft, München 2002, 10. Aufl., S. 120f.) Der Preis, den wir für die Entlastung durch die entfachte Produktivität zahlen, ist die Last der Massenarbeitslosigkeit. Beides, Reichtum und Arbeitslosigkeit werden in ein und dem selben Moment von einer Arbeitseélite hervorgebracht. Diese Arbeitseélite verfügt über Wissenskapital: analytische, kommunikative und planerische Fähigkeiten. (Vgl. André Gorz, Arbeit zwischen Misere und Utopie, Frankfurt/M. 2000 65ff.) Es liegt auf der Hand, dass gehandikapte Beschäftigte in der Konkurrenz mit der Arbeitseélite immer den Kürzeren ziehen und aus immer rarer werdenden Erwerbsmöglichkeiten ausgegrenzt werden.

Welchen Tätigkeitshorizont zwischen Arbeit und Muße bieten wir aber denjenigen, die derzeit überhaupt keine Chance auf dem hiesigen Arbeitsmarkt haben, den Kranken, den Behinderten, den Schwachen? - zumal auf dem Hintergrund, dass in Deutschland - mehr als in unseren Nachbarländern - die Vermittlungsfähigkeit aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen bei 21 % aller Arbeitslosen reduziert ist (z. n. M. Knuth15.pdf, Holleder 2003: Bei denen, die 5 Jahre und länger arbeitslos sind, sind sogar 30 Prozent davon betroffen). Die einen immer intensiver einzuspannen und die anderen in die Dauerarbeit-

slosigkeit auszusondern, läuft auf eine Strategie der Spannung hinaus, die aus der Ambivalenz von Arbeit gespeist wird: Die noch Beschäftigten werden durch das Bedrohungsszenario in die Zange genommen, die Arbeitslosen werden in diesem Unterbietungswettbewerb als Druckmittel mißbraucht.

Menschen aus der Arbeitslosigkeit wieder in ein Normalarbeitsverhältnis zu führen ist die erklärte Zielsetzung etablierter Hilfesysteme öffentlich geförderter Arbeit. Sie erreichen dieses hoch gesteckte Ziel nur zum geringen Teil. Die dominante Orientierung des Marktes an ökonomischer Verwertbarkeit orientiert sich an den Starken. Der Wettbewerb betrifft inzwischen auch die Einrichtungen, die den Ausgegrenzten Hilfe anbieten, also auch psychiatrische Hilfsangebote. Schenkt man einem Teil der aktuellen Literatur zu dieser Problematik Glauben, so scheint mir am aussichtsreichsten das Plädoyer für eine Beschäftigung psychisch Kranker in sog. "Integrierten Unternehmen mit sozialem Auftrag". Sie verzichten expressis verbis auf aufwändige quälende Bemühungen einer kaum einlösbaren Vermittelbarkeit in den ersten Arbeitsmarkt, schaffen eine Art In-selsituation, jedoch mit Vorteilen für ihre Bewohner. Dazu paßt dann, dass die Mehrheit der Beschäftigten in solchen Betrieben einen Wechsel in "normale" Betriebe für unrealistisch hält, weil sie die Sicherheit und die soziale Betreuung sowie das bewältigbare Arbeitstempo schätzen, mit der Arbeitssituation zufrieden sind und ihre Betriebe nicht als Ghetto erleben. Vielmehr sehen sie sich zumeist nach diskontinuierlichen Arbeitsbiographien erstmals in einem stabilen Arbeitsverhältnis, durch das auch private und finanzielle Probleme lösbar scheinen. (<http://www.ibe.co.at/web/projekt/abstr4225.pdf>) Doch die Frage bleibt: Was lässt sich politisch sinnvoll und durchsetzbar fordern und umsetzen, um für psychisch kranke Menschen das Beste aus den auch dort greifenden Ambivalenzen der Arbeit herauszuholen?

Was ist schlimmer, fragte kürzlich der Münchener Soziologe Ulrich Beck in der Süddeutschen Zeitung: von einem Multinationalen Unternehmen überrollt zu werden, oder nicht von einem Multi überrollt zu werden? - , nachdem die bei Opel in Bochum und Rüsselsheim Beschäftigten ihre Arbeit niederlegten, um zu fordern, weiter dort arbeiten zu können (SZ 21.10.04). Mit dieser Schilderung der Sachlage befinden wir uns mitten im Herzen des Hurricans. Die Arbeit tritt mit Rationalisierung an, um sich das Leben leichter zu machen. Die Folge ist, daß die Arbeit sich selbst überflüssig macht. Dementsprechend entpuppt sich schärfste Form der Arbeitszeitverkürzung als Arbeitslosigkeit. Durch ständige Rationalisierung überflüssig gewordene Arbeit tritt skurrilerweise durch Nicht-Arbeit, durch Streik oder Arbeitsverweigerung gegen ihre Abschaffung an. Am Ende negiert die Arbeit ihre eigenen Folgen und Erfolge, indem sie sich selbst negiert. Prinzipiell kennt die Rationalisierung durch Arbeit keine Grenzen, man kann "es immer noch besser machen". Mit diesem Arbeitsideal hat sich die Gesellschaft einer permanenten Selbstüberschreitung durch Arbeit verschrieben (vgl. zum postfordistischen Arbeiter André Gorz, Arbeit zwischen Misere und Utopie, Frankfurt/M. 2000, 67).

Mit den an Arbeit gebundenen Fortschritts- und Selbsterlösungspraktiken ist der Mensch jedoch praktisch wie theoretisch überfordert, denn die Folgen unserer Hände und Köpfe Arbeit bleibt unausweichlich die Ambivalenz von Ar-

beit. Arbeit ist immer produktiv und destruktiv zugleich, wie der Soziologe Lars Clausen eindrücklich beschreibt: neben aller erfreulichen Produktivität zerstört sie auch stets die Natur, uns Selbst und den Mitmenschen (vgl. ders. *Produktive Arbeit – Destruktive Arbeit*, Berlin, New York 1988, S. 55). Gesellschaftlich normiert wird jeweils, welcher Teil überwiegt (vgl. ebd. 61). Und obwohl sich die Gesellschaft in der Moderne humanistischen Zielsetzungen verschreibt, kann sie die Arbeit in und an der Gesellschaft nicht kontrollieren. Ihre Arbeit, die sich permanent zu verbessern hat, überfordert den Menschen, um den es ihr doch gehen soll. Eins der Erfolgsgeheimnisse des Siegeszugs des Humanismus ist bekanntlich, dass unter der Hand der Arbeitende zum Produkt seiner eigenen Arbeitskraft wird. Er meint, ohne einen Gott auszukommen, und ist selbst in seiner Subjektwerdung, die sich an Arbeit kettet, verantwortlich für alles, was geht und was nicht. War zuvor Gott der Schuldige für alles Elend, so ist es nun der überforderte Mensch, der sich als absoluter Angeklagter gegenüber seinen absoluten Anklägern zu rechtfertigen hat, wie der Philosoph Odo Marquard uns lehrt (vgl. Ders., *Der angeklagte und der entlastete Mensch in der Philosophie des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 2000, S. 39-66). Quasi wie Münchhausen hofft der arbeitende Mensch, sich durch das Produkt seiner Arbeit selbst stets durch - weiteren Arbeitseinsatz aus dem Schlamassel ziehen zu können. Das humanistisch geprägte Programm der Verbesserung der Welt durch Arbeit ist bestrebt, die Entfremdung des Arbeitenden bei seiner Arbeit aufzuheben. Der Arbeitende realisiert sich selbst in der Arbeit, ohne jedoch dem Dilemma der fortgesetzten Entfremdung entkommen zu können. Er, das tätige Subjekt, bleibt nolens volens der Arbeit und ihren Bedingungen unterworfen. Sprachgeschichtlich weist uns bereits der Begriff des Subjekts, des sub-jectums, des Unter-Worfenem, auf dieses Moment hin (vgl. zur Untertänigkeit Sloterdijk, *Die Verachtung der Massen. Versuch über Kulturkämpfe in der modernen Gesellschaft Frankfurt/M. 2000*, S. 34). Die tayloristische Arbeit der alten Fabrik mit detailliert zerlegten Arbeitsabläufen, wie bei Charlie Chaplin in *Modern Times*, zeigt den entfremdeten Menschen als Anhängsel seiner von ihm geschaffenen Maschinen. Und erst seit kurzer Zeit beanspruchen die neuesten Formen von Arbeit explizit genau diejenigen Kreativitäts- und Problemlösungspotentiale des Menschen, die im Zuge der tayloristischen Entfremdung in den Industriefabriken unter die Räder kamen. (Anm.: Die Verluste wurden an prominenter Stelle in den 70ern bereits im Programm "Humanisierung der Arbeit" beklagt; s.a. Karl-Heinz Roth, *Die Durchsetzung der modernen Arbeitsgesellschaft*, in: Holger Heide (Hg.) *Massenphänomen Arbeitssucht. Historische Hintergründe und aktuelle Entwicklung einer neuen Volkskrankheit*. Bremen 2002. S. 55-72). Eben diese Potentiale machen den Kern der Subjektivität der Beschäftigten aus, die nun im Produktionsvorgang selbst verwertet werden soll. Werden die erhöhten Anforderungen praktisch umgesetzt, intensiviert sich die Arbeit, steigert sich die Produktivität. Tendenziell werden die unproduktiveren Beschäftigten von Bord geworfen, sie werden "freigesetzt", wie es heißt. Ihnen bleiben die Reste der einfachen Tätigkeiten, die immer seltener werden, je mehr der Mensch seine Arbeit rationaler gestaltet. Während die einen gezwungen sind, sich in der Arbeit von der Entfremdung zu befreien, sind die anderen gezwungen, sich neue

Arbeit zu suchen, die den oszillierenden Prozess zwischen Freiheit und Zwang wieder von vorne anstößt. Die Ambivalenz von Arbeit durchkreuzt die scheinbar begriffliche Klarheit von Freiheit und Zwang.

Auch wenn wir technisch schon fast ganz im Schlaraffenland angekommen wären und uns bald die gebratenen Hähnchen wie im Paradies in den Rachen flögen, stellt sich nolens volens die banale Frage nach der Zahlung von Einkommen. Genauer: es stellt sich die Frage, danach, wie der technische Fortschritt in sozialen Fortschritt umgewandelt werden könnte.<sup>1</sup> Die Debatte um Bürgergeld, Maschinensteuer oder bedingungsloses Grundeinkommen versucht auf diese Problematik eine Antwort zu geben, meist jedoch indem in einer rein akademischen Diskussion machtpolitische Erwägungen völlig aussen vor gelassen werden. Schließlich geben die Unternehmen ihre Pfründe nicht gern freiwillig her. Beim Arbeitslosengeld II, das manchmal als eine Variante des Grundeinkommens auf niedrigstem Niveau dargestellt wird<sup>2</sup>, zeigt sich jedoch, wie der Staat gegenüber den Arbeitslosen keine Probleme hat, Zwangsmittel einzusetzen. Denn Arbeit gilt in unserer Gesellschaft als eins der höchsten Güter. Nicht ganz ohne Ironie zeigte die SPD im Wahlkampf eine wunderschöne herbstliche Parkbank unter der Überschrift "Unsere schönsten Plätze sind Arbeitsplätze". Die CDU dagegen bezieht ihre uneinnehmbare Festung mit dem vulgär-moralisch aufgeladenen Claim "Sozial ist, was Arbeit schafft".

Diese für uns heute mehr oder minder selbstverständliche Vorstellung ist jedoch historisch gewachsen und nicht vom Himmel gefallen. In der Antike galt der Mensch bei den Griechen erst als solcher, wenn er frei war. Frei war nur, wer von den Zwängen der Arbeit befreit war. Unfrei waren dagegen die Sklaven, die zur Arbeit gezwungen wurden und sich mit den Widrigkeiten der Natur auseinander zu setzen hatten. Sie bekamen für ihre Arbeit keinen Lohn. Über ihre Arbeitskraft konnten sie nicht frei verfügen - wie der heutige Lohnarbeiter. Jedoch wurden sie auch dann ernährt, wenn es für sie in der Rezession keine Arbeit gab. Der Sklave, lateinisch *famulus*, gehörte zu der vom Mann dominierten Produktionsgemeinschaft, der *familia*, Familie (vgl. Kluge, Gelegenheitsarbeit einer Sklavin. Zur realistischen Methode, Frankfurt/M. 1975, 176). Nach Kant ist der Mensch das einzige Tier, das gezwungen ist, zu arbeiten. Vielleicht kennen Sie ja auch so manches Arbeitstier, das sich und sein Selbstwertgefühl quasi allein aus seiner Arbeit definiert. Hält man sich die dazu passende Polemik gegen Arbeitslose vor Augen, so wird mehr oder minder unausgesprochen derjenige, der nicht mehr arbeitet, in seinem Mensch-Sein herabgestuft. Rechtfertigung des Mensch-Seins und Arbeit fallen damit in eins. Bis ins 17. Jahrhundert jedenfalls bleibt - wie in der Antike üblich - der überwiegend despektierliche Blick auf die Arbeit als Buße erhalten. (vgl. Gernot Böhme, Anthropologie

---

<sup>1</sup>(s. Bosbach, Frankfurter Rundschau vom 23.02.2004 [http://www.frankfurter-rundschau.de/uebersicht/alle\\_dossiers/politik\\_inland/wie\\_viel\\_staat\\_braucht\\_der\\_mensch/rentenreform/?cnt=392527&](http://www.frankfurter-rundschau.de/uebersicht/alle_dossiers/politik_inland/wie_viel_staat_braucht_der_mensch/rentenreform/?cnt=392527&))

<sup>2</sup>(vgl. Michael Opielka, Grundeinkommen statt Hartz IV. Zur politischen Soziologie der Sozialreformen. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 9, 2004, S. 1081-1090; [http://www.sw.fh-jena.de/people/michael.opielka/download/Opielka\\_Grundeinkommen\\_statt\\_Hartz\\_IV\\_in\\_Blaetter\\_f\\_dt\\_u\\_intern\\_Politik\\_9-2004.pdf](http://www.sw.fh-jena.de/people/michael.opielka/download/Opielka_Grundeinkommen_statt_Hartz_IV_in_Blaetter_f_dt_u_intern_Politik_9-2004.pdf))

aus pragmatischer Sicht. Darmstätter Vorlesungen. Frankfurt/M. 1985, 156) Erst mit Marx, der beginnenden Industrialisierung und dem selbst arbeitenden Bürgertum bringt der Mensch seine eigene Natur durch Arbeit hervor.

Diese Vorstellung geht kulturgeschichtlich zurück auf die des Judentums. Demgemäß gilt nach dem Auszug aus dem Paradies der Acker als verflucht, nicht jedoch die Arbeit. Dennoch solle der Mensch im Schweiß seines Angesichts arbeiten. Auf die Phase der Anstrengung durch Arbeit folgt stets wiederkehrend eine Phase der Muße als Kontrast. Diese Muße unterscheidet sich kategorisch von Arbeit, wenn man Arbeit unter den Bedingungen von Zwängen reflektiert. Solche Zwänge können beispielsweise als Sachzwänge aus dem eigentlichen Arbeitsablauf auftreten, oder auch als der schlichte Zwang sich durch Arbeit reproduzieren zu müssen. Muße bedeutet jedoch keinesfalls einfach sinnlos herumzuhängen. In der Phase der Muße sollte Gott als Schöpfer der Welt gefeiert werden, und zwar ohne Störungen durch das Geklapper der Arbeit. Mit dem Reformator Calvin und seiner Prädestinationslehre wird die Welt quasi vom Sonntag aus definiert, also von dem Tag der Muße, an dem die lärmende Arbeit zu ruhen hatte. Der ohnmächtige Mensch unterstellt sich bei Calvin, hier als religiöses Subjekt, ganz der göttlichen Gnade und Allmacht. Der durch Gottes Gnade erwählte Mensch wirkt selbst mit an der Verherrlichung Gottes in der Welt und wird somit Teil der göttlichen Pläne, die sich als Innerweltlichkeit durch Arbeit manifestieren. Um handelnd in die Welt einzugreifen, verkündet Calvin strenge Regeln, die dem Willen Gottes unterworfen sind. Nach Calvin hatte man getrieben von seinem Glauben fleißig, sorgfältig, arbeitsam und sparsam zu sein. Je erfolgreicher das Individuum sich in der Welt der Disziplin und Askese unterwirft, desto deutlicher tritt seine Erwähltheit hervor. Diese Erwähltheit äußert sich nicht zuletzt in wirtschaftlichem Erfolg (vgl. Louis Dumont, Individualismus. Zur Ideologie der Moderne. Frankfurt/M. 1991, S. 67f.; der Mensch unterscheidet sich durch die Gleichsetzung mit dem Willen Gottes von der Welt). Mit der Calvinschen Programmatik wurde somit, wie Max Weber ausführte, der bahnbrechende Geist des Kapitalismus geweckt. Nur durch die Bezugnahme auf etwas Höheres, nämlich die göttliche Gnade, konnte sich der schlichte Zwang zur Reproduktion durch Arbeit wandeln in die ‚Arbeit als Tugend‘. Inzwischen ist die Bezugnahme auf Gott in unserer Gesellschaft aus der Mode gekommen. Dennoch bleibt die Bedeutung der "Arbeit als Tugend" unangetastet. Neu ist jedoch der Abzweig der "Arbeit als Dienst", mit der mehr und mehr fürsorgliche Tätigkeiten in den Sog einer zunehmenden Kommerzialisierung geraten, wenn von der Dienstleistungsgesellschaft geredet wird. Wo die Integration über Lohnarbeit nicht mehr gelingt, greift das unabweisliche Verständnis von ‚Arbeit als Dienst‘ - nun in staatlich verordneter Form: in den geplanten 600.000 1-Euro-Jobs, mit denen Arbeitslose der Gemeinschaft der Bürger verpflichtete kommunale Aufgaben erledigen sollen. Stets schwingt eine moralische Aufladung mit, die über die propagierte Pflicht zur Arbeit lanciert wird, auch als Erinnerung für Nicht-Arbeitslose. Die knappe Lohnarbeit soll nunmehr mit vergesellschafteter Eigenarbeit kompensiert werden. Die Folge ist ein Unterbietungswettbewerb der Anbieter von Arbeit, für die der Dienst zur Pflicht umgemünzt wird. Arbeit nimmt nun nicht mehr Bezug auf Gott, sondern

auf das kollektive Ganze des Staates, das quasi an dessen Stelle tritt. Hartz IV wird somit quasi zum (trivialmoralischen) Alleskleber. Das sog. Arbeitslosengeld II verbindet die Einführung eines Niedriglohnsektors und das Postulat der Sinnstiftung durch Arbeit mit staatlich betriebener Menschenformung. Dem Einzelnen wird vermittelt über die Legitimation durch Arbeit sein Platz in Staat und Gesellschaft zugewiesen, selbst wenn diese nicht durch profitable Lohnarbeit zu Stande kommt, sondern eher durch eine ‚Simulation‘ von Arbeit, die aus der unmittelbaren Profitwirtschaft ausgeschlossen wird.

Wie wir bereits am Beispiel der Antike sahen, muß nicht jeder den Verlust von Arbeit als Minderprivilegierung erleben. Die Muße ist nicht die Arena des Nichts-Tuns. Muße bedeutet vielmehr, nicht arbeiten zu müssen (Unterschied von praxis und poiesis). Auch in unserer Gegenwart verfügen bestimmte gesellschaftliche Schichten über das Privileg der Muße. Unter dem Schutzschild der pikanten Neiddebatte klammern sich diejenigen aus, die es sich leisten können, exkludiert zu sein. Exklusiv eben: Angehörige der high-society, der upper-class, der Vermögensmillionäre oder sogar Adlige, die sich der Muße verschrieben haben, die nicht mehr arbeiten müssen. Ihr Reichtum kommt nicht durch eigene Arbeit zu Stande, sondern durch ihr Kapital, das sie vor den Zwängen der Arbeit schützt. In der Theorie der feinen Leute zeigte der Soziologe Thorstein Veblen bereits Anfang des 20. Jahrhunderts die Markenzeichen dieser herrschenden Schicht auf. Sie interessieren sich demonstrativ nur für freie Tätigkeiten, für unproduktives Nichtstun, ausgiebigen Konsum, Sport und Spiel, die Jagd, die Politik, das opulente Gelage. Ihre Einkommen, zum Beispiel durch investiertes Aktienkapital oder Renditen aus schlichten Besitztümern, werden zwar weiterhin durch Arbeit generiert, jedoch durch die Arbeit anderer. Der größte Erfolg für diese privilegierten Nicht-Arbeiter besteht darin, die Arbeitenden so zu nutzen, dass sie diese nicht nur für sich arbeiten lassen können, sondern sogar genau die gesellschaftliche Ordnung zu reproduzieren, in der dieses Spiel/dieser Austausch stattfindet. (Baecker Arbeit, 213). Das funktioniert am effektivsten, wenn der Druck, unter den Bedingungen der Lohnarbeit zu arbeiten, möglichst maximal anschwillt. Vielleicht am besten durch ein einseitig für sich in Anspruch genommenes Recht auf Faulheit, die man allzu gern denen vorwirft, die für einen dankbar arbeiten sollen. Wer die Arbeit verteilt, reorganisiert so zugleich die soziale wie die moralische Ordnung. Während für die feinen Leute freie Tätigkeiten eine würdevolle Lust sind, tritt für die Mehrzahl der Beschäftigten der Lastcharakter der Arbeit hervor. Der besteht jedoch nicht darin, überhaupt arbeiten zu müssen, sondern vielmehr darin, sich bei der Arbeit einer Disziplin zu unterwerfen, die sich nicht an biologische oder subjektive Bedürfnisse gebunden weiß: Fleiß, Zuverlässigkeit, Ordnung, Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Leistungsbereitschaft, Gefügsamkeit, Kontinuirlichkeit, Monotonietoleranz wird erwartet. Häufig ist der Zwang, nach definierten Regeln unter der Disziplin von Zeitdruck ein Produkt herzustellen, das Kriterium für organisierte Arbeit. Der Bezug auf eine göttliche Ordnung wie bei Calvin ist inzwischen obsolet geworden. An die Stelle der göttlichen Ordnung ist neuerdings ein Arbeitsverständnis getreten, das Arbeit als „Dienst“ (Jean Baudrillard. Der symbolische Tausch und der Tod. München 1991, S. 33) begreift. Diese

Vorstellung hat sich seit dem Siegeszug der Moderne von ihren Ursprüngen abgekoppelt und verselbstständigt. An die Stelle Gottes ist der Staat oder die Nation als kollektives Ganzes getreten, dem der Einzelne verpflichtet ist. Ganz im Sinne dieser moralischen Aufladung durch den Staat reden wir gegenwärtig - anders als noch vor wenigen Jahren - unter einschneidend veränderten Bedingungen. Mit dem Einzug der Agenda 2010 hat sich der Sozialstaat im Umgang mit seinen Arbeitslosen neu ausgerichtet: Seit Kurzem wird Arbeit in den Kontext einer unausgesprochenen wechselseitigen Erwartung [Reziprozitätserwartung] des Forderns und Fördern gestellt. Damit darf summa summarum ab dem 1. Januar 2005 eben nur ordentlich essen, wer auch bereit ist, ordentlich zu arbeiten. Opposition und Regierung stoßen mit der Agenda 2010 das Tor auf zu einer Arena repressiver Inklusion. Die Arbeit wird als deren oberstes Postulat gefeiert und kennt kein Pardon mehr. Die Leistung des Staates wird an erwartete Gegenleistung gebunden, wie sich insbesondere an den sog. zusätzlichen 1-Euro-Jobs für beschäftigungsfähige Langzeitarbeitslose zeigt. Ökonomisch unrentable Leistungen werden kanalisiert in ein Simulationsprogramm von Arbeit, das lediglich eine Ersatzinklusion bieten kann. Dennoch wird Arbeit so weiterhin zur unumstößlichen Norm erhoben und quasi heilig gesprochen. Plausibilität für diese Norm stiftet die Bedrohung durch die demütigenden, demotivierenden und isolierenden Wirkungen von Arbeitslosigkeit. Ihre destruktiven Effekte sorgen dafür, dass das Vexierbild der Ambivalenz von Arbeit normativ in ein eindeutiges gewendet wird. Auf dem dunklen Hintergrund der Arbeitslosigkeit leuchtet die Arbeit um so heller und macht die Ambivalenz vergessen. So lange Arbeit überhaupt – und sei es im Niedriglohnbereich für gering Qualifizierte, zu Einkommen, Anerkennung, sozialen Kontakten und gesteigertem Selbstwertgefühl beiträgt, scheint die Last der Arbeit ihr drückendes Gewicht zu verlieren. Betrachtet ein Arbeitsloser die Arbeit, so scheint sie für ihn ambivalenzlos zu sein. Erst wenn er wieder in der Arbeit produktiv tätig wird, taucht für den Beobachter sichtbar ihre Destruktivität wieder auf, sie entkommt ihrer Ambivalenz nicht: um ein Produkt herzustellen, brauchen wir Arbeiter, deren Zeit, Energie und Rohstoffe. Der Einsatz derer geht nicht ohne Zerstörung dieser Ressourcen einher. Gegen die Folgen dieser zerstörerischen Arbeit setzen wir wieder neue – produktive - Arbeit ein und der Kreislauf startet erneut. Ihre ungriffige Ambivalenz macht Arbeit für uns begrifflich so schwer fassbar.

Was also ist nun die Bedeutung von Arbeit? – das war unsere Ausgangsfrage. Die Begriffsbestimmung von Arbeit, sie hängt vom Beobachter ab. Ausgestattet mit ein Paar Bordmitteln aus dem Arsenal der Systemtheorie gelangen wir quasi zum Counterpart der Arbeit, der Muße als deren Kontrast; - auch wenn sich mit der Muße allerdings sofort wieder die nicht abzuwendende Frage stellt, “mit welchem Tun sie auszufüllen sei” (N. Martin, Art. Muße. In: Joachim Ritter u. Karlfried Gründer (Hg.) Historisches Wörterbuch der Philosophie. Völlig Neubearb. Ausg. des "Wörterbuchs der philosophischen Begriffe" von Rudolf Eisler. Bd. 6 Darmstadt 1984, Historisches Wörterbuch der Philosophie, Muße S. 260, S. 257-260). Damit gerät unverkennbar auch die Muße als “Tätigkeit” unter die Haube der Arbeit: sie wird jedoch im Unterschied zur Arbeit um ihrer selbst willen praktiziert; auf das Produkt kommt es der Muße nicht an.

Ich hoffe, diese vielleicht nicht ganz leichtgewichtige Betrachtung der Arbeit konnte Ihnen, die Sie mit psychisch Kranken arbeiten, womöglich zeigen, wo die Arbeit mit ihrem Gewicht erdrückt und wo das Bewegen dieses Gewichts zur Erleichterung davon führen kann. Ich wünsche Ihnen eine spannende Tagung. Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeitsarbeit!